

„Vorbei – ein dummes Wort“, das Goethe-Zitat aus dem „Faust“, ist das Leitmotiv dieser Seite. Wir erinnern hier jeden Sonntag an Berliner, die in jüngster Zeit gestorben sind.

Moritz Kwasigroch

Geb.
1999

Andererseits
lebt man ja nur einmal

Es war die Nacht des 24. März 2018, als Moritz zum letzten Mal tanzen ging. Einen Monat davor hatte er seine zweite Diagnose bekommen, diesmal waren es Metastasen in der Lunge. Ja, er war nicht mehr der Oberflächste, aber da ging noch was. So erzählt es sein Freund, der ebenfalls Moritz heißt. Gefühlt hieß ja jeder Moritz in den Jahrgängen um die Jahrtausendwende.

Der, um den es hier geht, hatte ein gut sichtbares Alleinstellungsmerkmal: riesige Segelohren, die er stolz der Welt präsentierte. Seine Eltern hatten ihn gefragt, ob man da nicht was machen sollte, nur ein kleiner chirurgischer Eingriff. Moritz wollte nicht. Als er auf dem Leibniz-Gymnasium zum Schülersprecher kandidierte, warb er mit einem Plakat, auf das er seine riesigen Ohren gezeichnet hatte, dazu der Spruch: „Moritz hört euch zu“.

Als er noch kleiner war und mal im Kaufhausgewühl verloren ging, fragte seine Mutter sich durch: Hat jemand den Jungen mit den Ohren gesehen? Ja. Jeder. Auf Instagram heißt sein Account „Moritz Ohr“.

Diese
Segelohren!
Sollte man
da nicht was
machen?

Da saßen sie also, Moritz und Moritz, in dieser Nacht in dieser Kneipe, tranken Bier und redeten übers Leben, die Politik, die Freunde. So ging Moritz mit seiner Krankheit um: Ein paar Stunden war er traurig, wenn es eine schlechte Nachricht gab. Dann, als ob er einen Schalter umgelegt hätte, stürzte er sich wieder ins Leben. „Wenn ich nur eine Woche zu leben habe, was bringt es mir, wenn ich davon drei Tage weine?“, sagte er einmal zu seinen Eltern.

In dieser Nacht waren sich die Moritze unsicher, ob sie noch tanzen gehen sollten. Moritz Ohr ging es nicht besonders. Einerseits. Andererseits lebt man ja nur einmal. Sie gaben sich einen Ruck, Moritz trank noch einen Kaffee und noch einen Energydrink, dann fuhren sie in den Club. In der S-Bahn machten sie ein Selfie, zwei junge Männer unterwegs in der Berliner Nacht.

Als Moritz auf die Welt kam, wechselten die Regierungen. Kohl ging, Schröder kam. Sein Vater und seine Mutter waren Mitte 20, beendeten ihr Studium, waren die ersten Eltern im Freundeskreis. Alle besuchten sie, um das Baby zu halten, zu tragen, um zu schauen, wie es mit einem kleinen Menschen ist. Die Eltern hatten noch so viel vor; sie nahmen Moritz einfach mit: Partys, Reisen, Arbeit. Oder sie ließen ihn von anderen betreuen, Freunde, Großeltern, gern auch länger. Mit einem Jahr kam er in eine Kreuzberger Multikulti-Kita. Das passte gut, denn Moritz mochte neue Menschen, neue Abenteuer. In Tunesien ging er als kleines Kind auf einem Markt verloren, man fand ihn entspannt bei einem Teppichhändler mit einem Glas Wasser in der Hand. In der zweiten Klasse gab es ein Vorsingen vor 300 Eltern und Kindern. Und wer moderierte die Veranstaltung?

Er liebte es zu diskutieren, sich mit Argumenten zu messen. Wenn es Recht zu verteidigen und Unrecht zu kritisieren galt, meldete er sich zu Wort. Gern auch mal etwas ausführlicher. Seine Eltern wurden in die Schule zitiert: Ihr Sohn solle sich ein bisschen zügeln. Anfang 2018 trat er in die SPD ein, ging zu Veranstaltungen ins Willy-Brandt-Haus und stellte unangenehme Fragen, um die nächste Groko zu verhindern.

Endlich im Club angekommen, stürzten sich Moritz und Moritz ins Getümmel. Vor einem Jahr, als die Welt noch in Ordnung war, wären sie danach zu Moritz Ohr gegangen, er hätte den Herd angemacht, wie es feierliche Tradition war. Dann zog ein nächtlicher Pfannkuchenduft durch die elterliche Wohnung, und die übrig gebliebene Partybande ging auf den Balkon vor Moritz Zimmer und betrachtete die aufgehende Sonne. Doch jetzt war er zu erschöpft dafür.

Ein paar Wochen zuvor: Moritz wollte dem anderen Moritz nichts von seiner zweiten Diagnose sagen. Er wollte ihn schonen, wollte seinen Freund nicht traurig sehen. Aber der wusste es längst von einer Freundin. Dann, nach einem Abend in der Kneipe,

lagen sich die beiden in den Armen und weinten.

Freunde hatte Moritz sehr viele. Ein paar sehr enge und außerdem die ganzen anderen, die er einfach kennenlernte, weil er diese Lust auf neue Menschen hatte. Bei der Initiative „Kreuzberg hilft“ hat er sich um syrische und afghanische Gleichaltrige gekümmert, ist mit ihnen um die Häuser gezogen, hat ihnen sein Berlin gezeigt. Auch sie kamen an sein Krankenbett und schließlich zur Beerdigung, auch sie verabschiedeten sich von ihrem Freund.

Außerdem gab es den Fußball. Erst hat Moritz bei den „Berliner Amateuren“ gespielt, dann ließ er sich zum Jugendschiedsrichter ausbilden. Mit 15, 16, 17 stand er jeden Samstag auf dem Rasen und pfiff zwei Spiele. Den Respekt verschaffte er sich. Wenn er froulende Spieler vom Platz stellte und es einen Aufstand gab, stand er ganz ruhig da: „Solange hier keine Ruhe einkehrt, geht's nicht weiter.“ Einmal brüllte ihn ein aufgebracht Spielerwarter an. Moritz sagte nur in aller Ruhe: „Hier steht Aussage gegen Aussage. Ich sag' mal, damit müssen wir jetzt beide leben.“

17 Euro bekam er pro Spiel, damit war das Kleingeld fürs Wochenende drin, er war ja viel unterwegs. Doch immer sonntags kam die Familie zusammen. Vater, Mutter, die zwei jüngeren Brüder und Moritz setzten sich zusammen und aßen. Mehr als 200 Fotos gibt es von diesen Essen, die Moritz per Snapchat an seine Freunde verschickte.

Die Eltern ließen ihn machen. Wenn sie fanden, dass er es mit den Partys übertrieb, dass joints unter der Woche nicht der cleverste Move seien, dann diskutierten sie das mit ihm auf Augenhöhe aus.

Zwölfte Klasse, Moritz' Knie tat weh. Sein Vater hatte eine erste Chemotherapie gerade hinter sich, er leidet an einer seltenen Genveränderung, die Krebs begünstigt. Er nahm Moritz einfach mit zur Nachsorge, da sollte sich der Arzt das Knie des Sohnes gleich mal anschauen. So kam es raus, dass auch Moritz die Genveränderung hatte und dass ein Krebs schon wuchs.

Später sieht man Vater und Sohn an einem Tisch in einer Krankenhauskantine sitzen, zwei Kahlköpfe, die in die Kamera grinsen. Moritz machte alles klaglos mit, Chemo, Reha. Zwischen durch hielt er die Abschlussrede für seine Klassenkameraden, die ihr Abi ohne ihn gemacht hatten.

In der Reha passierte es. Kleine Begegnungen hatte er schon vorher, aber nie etwas Ernsthaftes, nie eine, von der er gesagt hätte, dass es seine Freundin sei. Gut, dass Moritz hier ein eigenes Zimmer hatte. Dort trafen sich die beiden. Leider wohnte sie am anderen Ende von Deutschland.

Zurück in Berlin, noch einmal der Start in die zwölfte Klasse, alles sah gut aus. Doch dann die zweite Diagnose, neue Chemo, neues Hoffen. Moritz versuchte zwischen all dem Kotzen und Nichtaufgaben am Leben teilzuhaben. Bestellte sich die Freunde im Stundentakt per WhatsApp ins Krankenhaus.

Im Sommer entließen sie ihn, „aus therapiert“, keine Chance auf Heilung, alles Hoffen, alles Durchhalten war umsonst gewesen.

Politik hätte er gerne studiert, über ein Praktikum im Bundestag hatte er nachgedacht. Jetzt feierte er auf dem Balkon vor seinem Zimmer seinen letzten Geburtstag, den 19. Da trug er schon seine Augenklappe. Der Tumor im Kopf drückte auf Auge. Eine Pumpe beförderte ständig das schmerzlinde Drogen Morphinium in seine Venen.

Stolz waren die Eltern auf ihren Sohn in diesem Moment. Wie er nicht nachließ, dieses Leben zu genießen. Noch einmal raus zur Datsche fahren, die Brüder müssen unbedingt mitkommen, noch einmal per Stand-up-Paddle über den See. Noch einmal eine Runde Leben mit allem dabei.

Am 18. November war es vorbei. Moritz' Grab liegt auf dem Friedhof direkt neben seiner Schule, ganz in der Nähe der Bank, wo sie in den Pausen immer saßen, rauschen, diskutierten.

KARL GRÜNBURG



Friedrichswerderscher Kirchhof an der Bergmannstraße in Berlin-Kreuzberg.

Foto: Doris Spiekermann-Klaus

Akt fünf, Szene drei. Das Feld bei Bosworth, am Abend vor der entscheidenden Schlacht zwischen Richard III. und Richmond.

Richard: „Nun, ist mein Sturmhut leichter, als er war? Und alle Rüstung mir ins Zelt gelegt?“

Richmond: „Ja, gnäd'ger Herr, 's ist alles in Bereitschaft.“

Hinter der Bühne, kurz vor der Aufführung.

Regisseur: „Liegt die Rüstung bereit?“

Volker: „Aber ja, alles da.“

Volker Wuttke war Rüstmeister am Theater. Ein Rüstmeister fertigt Panzer, Harnische, Brigantinen, Schwerter und Schilde. Doch seit den 10er, 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts erklärten die Theatermacher, der historisierende Klimbim verstelle den Blick, das Moderne der Stücke verdecke hinter eine modern verstaubten Naturalismus, und so bekam Richard III. jetzt ein Waschbrett vor die Brust und einen Teekessel auf den Kopf. Das Betätigungsfeld des Rüstmeisters schrumpfte zunächst, wurde dann aber auch wieder größer.

Volker Wuttke erlangte den Beruf des Rüstmeisters neu. Er fertigte jetzt alles, was aus Metall bestand, Schmuckstücke, Kronen, Tierkörper, ganz Stadteile; er verwendete neben Metall auch Leder, Holz, Kunststoff. Schuh nicht nur Teile der Kostüme, sondern auch der Bühne, friste er in Fürstentwälden in die Lehre gegangen. Dann zog er nach Berlin, bekam die Lehre zum Rüstmeister an der Staatsoper Unter den Linden, entdeckte das Bohemeleben, saß zwischen Malern, Schriftstellern und Theaterleuten, die allesamt von der Staatssicherheit beobachtet wurden. Dass in jedem Künstler auch ein Dissident stecken musste, war ja ein Missverständnis, denn viele von ihnen sprachen einzig

Volker Wuttke

Geb.
1947

Ein Huhn, das flatternd in Flammen aufgeht.
Ein blecherner Hund mit Raketenantrieb

überdimensioniertes Star-Wars-Gewehr, das ins Publikum schießt, wo einige Darsteller sitzen mit schlimmen Schusswunden in Kopf und Körper, eine Illusion, die zur Irritation führt. Eine Schlacht bei „Macbeth“, überall Blut, das aus einem riesigen Druckkessel kommt und in alle Richtungen spritzt.

Die Regisseure und Bühnenbildner waren glücklich, dass er fast alles, was sie sich ausdachten, ermöglichte. Ein Virtuose in seinem Fach. Hochkonzentriert arbeitend, abtaucht in seine Welt. Er stand in der Werkstatt und schnitt und hämmerte und drehte und fräste, er war ein Maschinenbauer, er war, mit 17 ist er in Fürstentwälden in die Lehre gegangen. Dann zog er nach Berlin, bekam die Lehre zum Rüstmeister an der Staatsoper Unter den Linden, entdeckte das Bohemeleben, saß zwischen Malern, Schriftstellern und Theaterleuten, die allesamt von der Staatssicherheit beobachtet wurden. Dass in jedem Künstler auch ein Dissident stecken musste, war ja ein Missverständnis, denn viele von ihnen sprachen einzig

über ihre Kunst und tranken dann noch einen und rauchten noch eine. Auch Volker interessierte sich nicht fürs Politische, er war Individualist, einferner in Mauerland. Die Welten, die er für die Bühnen entwarf, reichten irgendwann nicht mehr, er wollte raus in die echte weite Welt und stellte einen Ausreisetransfer.

Nach den üblichen Schikanen entließ man ihn, er reiste sofort los, insgesamt fünfmal nach New York, zehnmal nach Rom, wohnte eine Zeit lang in Venedig. Nach Arbeit musste er nicht suchen, im Schillertheater nahmen sie ihn sofort. Als das Haus 1993 geschlossen wurde, ging er ans Aalto-Theater in Essen. Die Werkstatt dort war ein Traum, und dennoch fühlte er sich todunglücklich. Er sehnte sich nach Berlin, seinem West-Berlin, nach dem Ku'damm, nach dem KaDeWe. Das Trashige, wofür andere in die Stadt kamen, nervte ihn. Er verstand nicht, wie man vom Müll so angezogen sein konnte. Vielleicht hatte das mit dem ewigen DDR-Grau zu tun, das ihn so angezogen hat.

Als ihn in der Nacht des 9. November 1989 eine Cousine aus den USA anrief und sagte: „Mensch, Volker, die Mauer ist auf“, sagte er nur „Quatsch“ und legte sich zurück ins Bett. Spazierte am nächsten Tag ins KaDeWe und begriff gar nicht, warum hier plötzlich so viele schlecht gekleidete Menschen rumrannten. Er fragte die Kassiererin, die nun ihrerseits staunte: „Ja, haben sie denn nichts mitgebracht?“ All diese Leute von früher, die jetzt in sein West-Berlin strömten, wollte er im Grunde gar nicht sehen. Er hatte abgeschlossen mit dem Thema DDR.

Und nun Essen. Ein Jahr später zog er nach Düsseldorf und pendelte hin und her. Düsseldorf war ganz nach seinem Geschmack, elegant, gut angezogene Leute, Designläden. Er gab viel Geld aus für Lampen und Möbel, meist im Bauhausstil. Er leistete sich feine Hemden und Hosen. In etlichen dieser edlen Boutiquen sprach man ihn mit seinem Namen an. Dennoch: An seinem ersten Tag als Rentner stand der Möbelwagen vor der Tür. In Berlin wollte er jetzt seine Zeit genießen und noch so viel durch die Welt reisen wie möglich. Doch seine Mutter wurde krank, er kümmerte sich um sie rund um die Uhr. Eine Selbstverständlichkeit für ihn und kräftezehrend.

Ein Tumor, von dem er nichts wusste, steckte da schon in seinem Kopf. Am 7. November, er machte gerade die Wohnung sauber, fiel er um und starb.

TATJANA WULFERT

Anregungen und Vorschläge für die Nachrufe-Redaktion: Telefon 29021-14712 E-Mail: nachrufe@tagesspiegel.de Die Nachrufe der vergangenen Wochen können Sie im Internet lesen: tagesspiegel.de/nachrufe